

Gesichtsmasken für jeden Schweizer

Tamiflu gehört in jedes Haus. Und die ganze Bevölkerung muss gegen «Menschen»-Grippe geimpft werden



Beda M. Stadler

Es hat einige Beamte, die nur Titel lesen, ziemlich geärgert, als eine Tageszeitung im Oktober titelte: «Ein Professor will Tamiflu für alle». Nun möchte ich nachdoppeln mit der Forderung: «Eine Gesichtsmaske für jeden Schweizer!» Damit meine ich aber keine Faschnachtslarven, sondern «professionelle» Masken, im Influenza-Pandemieplan auch als FFP2- und FFP3-Masken bezeichnet.

Trotz meiner damaligen Stichelei wegen des Tamiflu weiss bis heute niemand, wie Tamiflu wirklich verteilt wird. Auch wenn der Ball jetzt privaten Verteilern zugespielt wird, ist das Grundproblem damit noch nicht gelöst. Tamiflu schützt nicht vor einer Grippeinfektion, das Medikament baut nur eine Konkurrenz gegen das Virus auf, damit unser Immunsystem schützende Antikörper bilden kann. Tamiflu bringt dem Patienten also immerhin einen zeitlichen Vorteil im Kampf gegen das Virus.

Selbst der Pandemieplan sieht vor, dass gefährdete Personen in bestimmten Situationen Tamiflu prophylaktisch schlucken müssen. So verordnet bei deutschen Soldaten die Schwäne am Strand auflesen mussten. Der Pandemieplan bezeichnet den Gebrauch von Tamiflu als eine Frühtherapie. Je früher dieses Medikament verabreicht wird, desto vernünftiger. Wenn man jetzt genüsslich Fälle kolportiert, bei

denen Tamiflu nicht geschützt haben soll, dann sollte man sich mal fragen, wann wohl diese armen Patienten das erste Mal eine solche Pille zu schlucken bekamen. Tamiflu gehört so nahe wie möglich an alle Patienten, die erste Symptome verspüren. Bei meiner Familie ist das der Erste-Hilfe-Schrank im Bad.

Wir leben nicht so nah mit den Hühnern zusammen wie die Leute in Asien. Bei uns haben aber viele Katzen das Privileg, unser Bett zu teilen, was die Hühner in Asien nicht tun. Es passiert auch einmal einer Katze, dass sie ungewollt in einen Vogelkot tritt, sich dann sauber leckt und mit dem letzten Schleck ihren Besitzer liebkost. Man könnte sich also mit einem Pandemievirus weit weg von Spital und Apotheke anstecken. Daher habe ich sogar die Rezeptpflicht von Tamiflu in Frage gestellt. Patienten sollen nicht wertvolle Zeit beim Arzt und nachher beim Anstehen in der Apotheke vergeuden. Trotzdem brüsten sich die Experten in fast jeder Talkshow, sie hätten kein Tamiflu zu Hause. Logisch, sie stehen auf der Liste der Personen, die als erste Tamiflu kriegen. Die Kosten für eine Packung Tamiflu wären da wirklich zum Fenster hinausgeworfen.

Es war auch unprofessionell, in solchen Runden die Frage nach möglichen Resistenzen gegen Tamiflu in die Diskussion zu werfen, bloss um stur am nicht funktionierenden Verteilprinzip festzuhalten. Wäre eine solche Resistenz tatsächlich eine Gefahr, so müssten die Ämter jetzt eine Empfehlung herausgeben, Tamiflu nicht gegen die normale Grippe einzusetzen. Vielleicht wollen sie das auch. Gibt es doch böse Zungen, die behaupten, in diesen Ämtern kursiere die Frage: «Hast du dieses Jahr die Grippe schon genommen?» Sollte ein Patient aber trotzdem einmal eine Packung Tamiflu verschlingen, obwohl er nur eine



ILLUSTRATION: GABI KOPP

Erkältung hat, wird dadurch kein einziges Grippevirus resistent.

Nun schlage ich zudem vor, jeder Schweizer solle eine Gesichtsmaske kaufen. Dies aber nicht, um sich gegen die Vogelgrippe zu schützen. Nein,

Es passiert auch einmal einer Katze, dass sie in einen Vogelkot tritt, sich sauber leckt und dann ihren Besitzer liebkost.

jeder, der von jetzt an meint, er hätte die «Menschen»-Grippe, soll diese Maske tragen, bevor er ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt und herumhustet. Auf dem Weg zum ärztlichen Wartezimmer könnten seine Hustentröpfchen nämlich die Pflegekraft des Altersheims auf dem Nebensitz anstecken. Die Dame würde in der Folge eine Todesspur im Altersheim hinter sich lassen. Vielleicht ist ein Grippeopfer im Altersheim bloss ein Kavaliärsdelikt? Was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss! Ich hoffe fast auf Leserbriefe, die alternativ vorschlagen, die Bewohner der Alters-

heime sollten doch bitte Masken tragen, schliesslich seien wir nicht schuld daran, dass sie alt sind. In der Schweiz scheint es ein ungeschriebenes Recht zu geben, jemanden anstecken zu dürfen. Selber schuld, wer in ein Flugzeug steigt, in dem die Klimaanlage Grippeviren verteilt.

Für ein Land voller Egoisten, die eine Schutzmaske nur als Schutz vor anderen betrachten, ist mein Vorschlag undenkbar. Richtig, Schutzmasken sind nicht notwendig, falls man geimpft ist. Nun, ich bin gespannt, wie viel Grippe-Impfstoff für das nächste Jahr vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) bestellt wird.

Wie macht man die Kommunikation rückgängig, nur Risikopersonen sollten sich gegen die Grippe impfen? Früher, als der Grippe-Impfstoff noch keine Mangelware war, hat man noch richtigerweise empfohlen, jedermann solle sich gegen die Grippe impfen.

Wollen wir wirklich gegen ein mögliches Pandemievirus vorgehen, so müssen wir das Grippevirus im Tierreich und beim Menschen bekämpfen. Dies geht selbstverständlich nur mit einer vernünftigen Impfstrategie. Die Grippe können wir nicht ausrotten, indem wir sie nur in Asien bekämpfen.

Vielleicht will die Schweiz am Ende gar keinen Beitrag leisten, die Grippe zu bekämpfen? Dies würde immerhin erklären, warum wir laut unserem Bundesrat keine eigene Impf-Industrie brauchen. Der Bund rechnet schliesslich im Extremfall mit nur 50 000 Toten. Das sind bloss fünfzigmal mehr als die 1000 Toten, die wir ohnehin jedes Jahr wegen der «normalen» Grippe haben. Warum treiben wir eigentlich so viel Aufwand wegen der jährlichen 600 Todesopfer auf unseren Strassen?

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

Nachruf

«Schinagln, bis pegersch»

Romed Mungenast, jenischer Schriftsteller und Volkskundler, ist 52-jährig gestorben

Als Rangierarbeiter kuppelte er hinter sieben Gleisen Waggonen zusammen. Dann verlieh ihm der Präsident der Republik den Professortitel. Denn er erforschte seit Jahren seine Herkunft und wurde ein Gelehrter dabei.

«Schinagln, schinagln, bis pegersch». Krampfen, krampfen, bis du krepierst. Das sei das Gesetz der «Gadschi», der Sesshaften, räsonnierte er in einem Gedicht. Er verstarb jung an Krebs.

Aufgewachsen war er in einem Holzbau in der Überschwemmungszone direkt am Inn. Nur zwei Räume umfasste die Hütte, auf zwei Etagen verteilt, 18 Quadratmeter je. «Da haben wir geschlafen wie in einer Sardinenbüchse; wir waren zehn Kinder», erzählte der 1953 geborene Romedius Mungenast (als er mich einmal dahin führte am Ortsrand von Landeck in der Gemeinde Zams.)

Man sprach eine eigene Sprache in seiner Familie. «Heut hat der Pari zwei Schottelen pflanzt.» Heute hat der Vater zwei Körbe geflochten. Die Mutter verkaufte sie, bei Bauern und im nahen Kloster. Den Kindern solch bitterarmer Leute war keine Karriere vorgezeichnet. Romed wurde Rangierarbeiter bei der Österreichischen Bundesbahn und kämpfte als Gewerkschafter für Seinesgleichen.

Spass machte es ihm, nächtens die abgestellten Erstklasswaggonen der internationalen Züge aufzuräumen.

Die Zeitungen, die zerfleddert herumlagen, trug er säuberlich zusammen, nahm sie nach Hause und riss heraus, was er interessant fand. Er fand vieles interessant: Criminalia, Soziales und die Geschichte der Karnner.

Karnner, das waren jene Hausierer und Wanderhändler, die einst mit Handkarren oder Ross und Wagen durch Tirol gezogen waren bis hinüber ins Rheintal und nach Graubün-

den, wo sie Jenische geheissen werden. Er war ein Nachfahre dieses fast verschwundenen Volkes, sesshaft wie praktisch alle Jenischen in Österreich heute. Leute wie er galten als «minderwertig», und der Lehrer sagte ihm das auch gerne auf den Kopf zu.

Statt seine Herkunft, wie es gefordert wurde, möglichst schnell abzustreifen, begann er steifohrig zu sagen: «Ich bin ein Jenischer» oder schlimmer: «ein Zigeuner». So etwas war ungewohnt und unanständig. Mungenast kümmerte das nicht. Er hatte sich ein dickes Fell zugelegt; eine eindrückliche Postur war sein Schutz. Ohnehin liebte er, was das Leben bot; er sollte sich viermal verheiraten.

Er begann Wörter aus seiner Jugend aufzuschreiben: «Scheinling», das sind Augen. «Trittlings» - Schuhe. «Biberling» - Winter. Oder «Negert»

- Nacht. Seine Muttersprache besitze Ausdrücke, «die man greifen kann», sagte er. Die Zeitungsartikel und Fotos, die er sammelte, füllten Ordner, dann Schränke, dann die Wohnung. Eine Dokumentationsstelle entstand. Bald wusste er mehr als jeder Volkskundler über Karnner, Fahrende, Jenische, wie immer man sie nannte.

Schliesslich führte Mungenast ein Doppelleben, war eine Ein-Mann-Organisation für jenische Kultur - aus der sich später ein Verein entwickelte - und nebenher kommunaler Arbeiter bei den «Gadschi», den Nichtjenischen. Sein Gefühlshaushalt blieb nahe am Wasser gebaut: Wenn es regnete, schrieb er gern Verse, eines Tages hatte er es einfach in seiner Sprache versucht. «A biberisch Negert war, der Kohldampf grandig.» Die Nacht war kalt und der Hunger gross.

Das entsetzte nun andere Jenische, die in ihrer Sprache einen Schutz vor den Behörden sahen, und in Mungenast, der sie aufschrieb, einen Geheimnisverräter. «Aber diese Sprache ist ein Reichtum für alle!», konnte sich der ereifern und schrieb weiter Verse. Einige publizierte er in seinem Buch «Jenische Reminiszenzen, Gedichte(n)». Er schrieb nicht über Abendrot und Mondschein, sondern über arme Schlucker, Behinderte, Ausgrenzte. Und darüber, wie «die Gadschi den Radlinger angfunk» hatten - wie Fremde den Wohnwagen anzündeten, damals 1938, als Österreich zu Hitlers Reich gehörte und Fahrende als arbeitsscheu galten.

Oder über die Liebe, für die es kein jenisches Wort gebe, was die Sache besonders reizvoll mache. Um das in seiner Sprache auszudrücken, brauche man eine Viertelstunde, scherzte er. «D'Scheinling spannen in deine», formulierte er in einem Liebesgedicht. Meine Augen schauen in deine.

Nimmermüde leitete er eine Renaissance des jenischen Selbstbewusstseins ein. An den Schulen entstanden Diplom- und Magisterarbeiten. Ein jenisches Theaterstück. Schweizer Jenische luden ihn zu Vorträgen ein. Und als die Bewegung an Schwung zunahm, konnte Mungenast im Schloss Landeck die erste Ausstellung über Karnner in Österreich eröffnen. Es schmeichelte ihm, in seiner Heimatstadt jemand geworden zu sein. Er nahm Anerkennung stellvertretend entgegen für jene, die solche nie geniessen konnten. Und freute sich wie ein Kind über ein Lebkuchenherz darüber, dass der Präsident der Republik - in Österreich werden Professorentitel durch den Bundespräsidenten verliehen - ihn 2004 auszeichnete. Ein «Professor» hatte er immer sein wollen, einer, der sich bekennt zu seiner Sache. Willi Wottreng



Professor h. c. Romed Mungenast, vormals Rangierarbeiter. (wot.)



pH-Wert
Pia Horlacher

Fast stockte einem der Atem. Die beiden jungen Leute, die da in der täglichen Talkshow auf «Tele Züri» so munter vor sich hin plaudern über ihren neuen Beruf, der eine echte Berufung sei, kreativ und mit super Zukunftsaussichten und Verdienstmöglichkeiten und zudem Mega-Spass mache - sie reden nicht von Plänen für ein Medizinstudium, eine Schreinerlehre oder einen Catering-Service. Nein, sie setzen ihr Herzblut dafür ein, professionelle Pornodarsteller zu werden. Sie haben diesen Wettbewerb in einem Sexklub gewonnen und packen nun die Chance. Einer der Casting-Juroren sitzt dabei, ein pensionierter Banker, der seine eigentliche Berufung ebenfalls erst im Sex-Business gefunden hat, und er findet das Talent und Charisma des Paares für diesen schönen Beruf auch ganz toll. Seine Lebensrolle als Doktor Seseemann in einem «Heidi»-Porno möchte er noch in vielen Fortsetzungen geben, und sein toller Produzent hat bereits auch die tollen jungen Leute engagiert. Ein super Team steht voll hinter ihnen.

Und was meint der Moderator angesichts der geballten Ladung trostloser Blödheit, die er da im Schaufenster seines jungen Senders für ein junges Publikum ausstellt? Er grinst viel, kommt sich manchmal aber «etwas alt» vor. Wie alt? Alt im Sinne von «dirty old man»? Oder alt im Sinne von «und kein bisschen weiser»? Oder vielleicht «zu alt, um sich nicht ein wenig zu schämen»? Übrigens: Seit dieser Woche haben wir ein neues Radio- und Fernsehgesetz. Es soll den Privatsendern das Überleben im harten Markt erleichtern.